

dentisch, rausperte sich und hielt mit erhobener Stimme die übliche Ansprache:

«Meine lieben Freunde, eure Anwesenheit macht uns sehr glücklich, mich und Mamma Jeanne. Ich wollte, unser kleines Haus wäre heute so weit wie unsere Herzen, um die ganze Welt darin aufzunehmen.» Er drückte beide Arme an die Brust und lächelte selig. «Mein Haus steht euch offen, liebe Freunde, die ganze Nacht hindurch. Die Türen von Père Marquettes Laden denken nicht daran, sich zu schließen. Hört mich noch einen Augenblick an! Mein Magazin auf der gegenüberliegenden Straßenseite ist bereit, euch aufzunehmen. Die Musikanten sind schon drüben. Dort mögt ihr tanzen, so wie meine Jeanne und ich vor fünfzig Jahren, bis zum Morgengrauen. Und während die Jugend sich zu den Walzerweisen dreht, bleiben wir Alten hier und...» Hier unterbrach ihn jauchzender Beifall.

Damit war das Signal zur Teilung gegeben. Die Frauen mit kleineren Kindern gingen heim, die jungen Leute folgten Mère Jeanne über die kotige Straße ins Magazin. Und in Marquettes Wohnhaus, beim gelben Licht der Petroleumlampen und zahlreicher Kerzen begann nun das eigentliche Vergnügen.

Im Kachelofen brannten mächtige Holzscheite und verbreiteten behagliche Wärme. Die Punschbowle blieb jetzt leer, denn stärkere, männlichere Getränke warteten in langen Flaschenreihen auf den Regalen. In einer Ecke hatte eine Partie Poker ihren Anfang genommen, dort spielten sie Solo, hier würfelten sie um kleinere oder größere Summen. Ein kleiner Kerl mit einem Holzbein und einem von Narben entstellten Gesicht entlockte einer astmatischen Ziehharmonika alte Ragtimemelodien, zu deren Klängen vier derbe Männer ungeschlacht wie Bären einen Tanz aufführten. Plötzlich öffnete sich die wegen der Nachtfröste geschlossene Tür und die Gestalt eines Fremden erschien auf der Schwelle. Neugierig richteten sich die Blicke der Anwesenden auf ihn.

2.

Die Ankunft des Pechvogels Drennen.

Ins Land der nördlichen Wälder kommen die verschiedensten Menschentypen, teils freiwillig, teils weil sie müssen. Manche kommen auf der Suche nach Aben-

teuern, andere werden von ihrer ruhelosen Natur, wieder andere von der Unbarmherzigkeit der Gesetze hierher getrieben. Der Fremde, der jetzt auf der Schwelle von Marquettes Haus stand, gehörte einem Typ an, den man im Settlement noch nie gesehen hatte.

Er war noch jung, und stolz auf seinen kleinen schwarzen Schnurrbart. Seine Stiefel waren aus feinstem Leder und so schmal und zart, wie man sie hier niemals sah. Er trug Handschuhe, und als er sie abgelegt hatte, kamen Hände zum Vorschein, die schlank und weiß waren wie die einer Frau. Ein junger Teufelskerl von der weichen, anmutigen Schönheit der südlichen Länder. Seine roten Lippen öffneten sich zu einem Lächeln und zeigten eine Reihe schimmernd weißer Zähne. Auch die großen, schwarzen, sanft und zärtlich blickenden Augen lächelten. Von dem breitrandigen schwarzen Hut bis zu den zierlichen Absätzen der feinen Stiefel war er auffallend elegant gekleidet.

Als sich die Türe hinter ihm geschlossen hatte, nahm er den Hut ab, schwang ihn mit einer Verbeugung im Kreise und rief: «Amigos, ich bin durstig wie nur je ein einsamer Wanderer! Wer trinkt mit mir?»

Er zog den rechten Handschuh aus, nahm den Hut unter den Arm und eine Goldmünze aus der Tasche und warf sie auf Père Marquettes Ladentisch. Einige lachten über seinen Irrtum, andere wandten sich brummend ab und setzten ihr unterbrochenes Spiel oder ihre Unterhaltung fort. Père Marquette kam eilig auf den Fremden zu.

«M'sieu.» sagte er freundlich und streckte ihm die Hand entgegen. «Mutter Jeanne und ich fühlen uns durch Ihren Besuch geehrt. Wir feiern heute unsern fünfzigsten Hochzeitstag... Stecken Sie Ihr Geld wieder ein, M'sieu, heute trinkt man in Père Marquettes Haus ohne Bezahlung.»

Der junge Mann sah überrascht zu ihm auf, blickte verwundert um und spähte durch die offene Tür in die rückwärtigen Räume, als frage er sich, in was für ein Lokal er geraten sei, da man zechen konnte, ohne zu bezahlen. Dann lachte er leise auf.

«Verzeihung, Señor.» sagte er artig, nahm die dargebotene Hand und verbeugte sich, «ich war so verdammt durstig...»

Plötzlich verschwand das Lächeln von seinen Zügen. Er hatte hinter Père Marquettes Rücken an einem Spieltisch in der

Ecke die Anwesenheit einer Frau entdeckt und schämte sich seiner nachlässigen Ausdrucksweise.

«Senorita, Senorita!» rief er, schob Père Marquette zur Seite und trat näher an den Tisch heran, «ich bitte um Entschuldigung!»

Ernestine Dumont, die einzige Frau unter den vielen Männern, war mit Kootanie George, ihrem neuesten Verehrer, über die Paßhöhe gekommen, um an dem Fest teilzunehmen. Sie saß neben ihrem Freund und beobachtete den Gang des Spieles. Dann und wann flüsterte sie ihm eine Bemerkung über seine Karten ins Ohr oder nippte an einem Glas Süßwein, das vor ihr stand. Augenblicklich war ihre ganze Aufmerksamkeit auf den eben eingetretenen Gast gerichtet. Geschmeichelt, daß er von ihr Notiz genommen, lächelte sie ihm zu, während der breitschultrige, hünenhafte Kootanie George, der größte und stärkste Mann weit und breit, ihn stirnrunzelnd musterte.

«Sie bitten mich um Entschuldigung?» lachte Ernestine, nachdem sie George mit einem raschen Blick gestreift und ihm begütigend die Hand auf die Schulter gelegt hatte. «Wofür?»

«Ich wußte nicht, daß eine Dame unter den Anwesenden sei,» erklärte der junge Mann eifrig. Er stand vor ihr und ließ den Blick seiner zärtlichen Augen auf ihr ruhen. «Wegen meiner derben Ausdrucksweise verdiene ich es gar nicht, noch ein Glas Wein zu trinken. Ich schäme mich, Senorita.»

Ernestine errötete; die Männer lachten wieder. Er entschuldigte sich, weil er «verdammt» gesagt hatte...

«Wir wollen es für diesmal gut sein lassen,» kicherte sie verlegen. «Und was das Trinken anbelangt... Geben Sie acht, sonst verschütten Sie den Wein, den Ihnen Papa Marquette gerade bringt.»

«Wir alle hier sind Freunde, Herr,» sagte Papa Marquette liebenswürdig und bot ihm ein bis an den Rand gefülltes Glas. «Auch Sie! Heut abend darf niemand durstig bleiben!»

Der Fremde nahm das Glas mit einer artigen Verbeugung entgegen.

«Mögen Sie und Ihre Gattin noch weitere fünfzig Jahre in Glück und Zufriedenheit verbringen,» sagte er warm. «Auf Ihre Gesundheit, Señor!» Ehe er das Glas an die Lippen setzte, hielt er inne, denn es fiel ihm ein, daß er sich noch nicht vorgestellt hatte. «Mein Name ist Ramon Garcia.»

Er sagte es mit so stolzer Selbstverständlichkeit, als hätte er gesagt: «Ich bin der König von Spanien.» Dann warf er den Kopf zurück und leerte das Glas auf einen Zug.

Es bedurfte keines Zuredens mehr, um Ramon Garcia zum Bleiben zu veranlassen. Mit der anmutigen Selbstverständlichkeit, mit der er alles tat, fügte er sich dem Kreise ein, als gehörte er dazu. Da er sein Geld nicht für Wein ausgeben durfte, setzte er es vergnügt an dem Tisch, wo die Würfel rollten, aufs Spiel. In den Pausen verfertigte er unermüdlich Zigaretten aus bestem Tabak und feinem weissen Papier; wenn er gewann, vergaß er zu beachten wieviel, weil seine Blicke in zärtlicher Bewunderung auf Ernestine Dumont ruhten; wenn er verlor, summte er mit einer auffallend reinen Tenorstimme schmachthende mexikanische Liebesweisen vor sich hin.

Noch ehe eine Stunde vergangen, war es allen, nicht zuletzt dem großen Kootanie George klar, daß der «Mex» ganz unverhohlen mit der blonden Ernestine flirtete. Ebenso war es klar, daß sie darüber durchaus nicht in Verlegenheit geriet, wie vorher bei seiner Entschuldigung. Ihre roten Lippen lachten ihm zu, wenn George



KAEMMERER

SURRÉ